

SIEGERWIESEN

Nr. 42

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1902

→ Maler Figge. ←

Erzählung von Georg Nordensvan. Deutsch von E. Stine.

(Fortsetzung.)

Figge wählte statt der Morgenstimmung die Spätabendstimmung — und die verschlief er nie.

Dagegen hatte er sich noch nicht einmal recht auf seinem dreibeinigen Malstuhl zurecht setzen können, als schon ein paar Studenten auftauchten, sommerträge und sommerfröhlich. Die Bekanntschaft war natürlich augenblicklich gemacht und für den nächsten Tag eine Segeltour verabredet. Figge konnte

schwimmen und machte keine Schwierigkeiten. Er war ein neuer Ankömmling in Schweden, Alles war neu und hübsch, und er hatte ja den ganzen Winter vor sich, ehe der „Salon“ in Paris wieder eröffnet wurde.

Und als man höchst erwartet von der Segelfahrt nach Hause kam, hatte er sich den Nachbarn für ein Souper mit Quartett und so weiter zugesagt.

Der Erste, den er dort traf, war eine breite Figur

mit Bockbart und Augengläsern, in leuchtendes Weiß gekleidet. Ist der Läufend, lebt der auch?

Es war Tufesson, Per Tufesson, selbstbewusst wie immer und mehr als je Schone.

„Die Herren kennen einander? Alle Künstler kennen einander.“

„Das glaub' ich, hol's der Feuchel!“ sagte Tufse entzückt — Tufse war von Allem entzückt. Nur würden sie zusammen malen, Figge und er.

"Kannst Du denn malen?" hatte Figge auf der Zunge zu sagen. Doch da erinnerte er sich, daß er die Medaille bekommen und nicht dorthin dürfe, obgleich Tufo als Maler betrachtet nicht werth war, Schone zu sein.

Gute Ansagen hatte er gehabt und hatte, wie sich's gehörte, seine Bahn mit Frische und Eigensinn begonnen, eigenhändige Bilder aber werden nicht in Seiner Majestät des Publikums Geschmack befunden, und so malte Tufo nun "Mutterfreude" und "Atelieridyll" und niedliche Mädelchen mit Rosen oder mit herzigen Marienvögeln.

Er war eine kurze Zeit hindurch Pariser gewesen, aber behagt hatte es ihm niemals da unten. Es zog in den Zimmern, und es gab kein schönes Brot, und ein anständiger Grog kostete Einsfünfzig und schmeckte dabei noch wie ein Früchteaufsatz. In den Kaffeehäusern gab's keine Musik, und die Leute saßen dort und tranken Kaffee und Bier. Das Ganze war so ordinär, — "hol's der Teufel!"

Das einzige Vergnügen bereiteten ihm die Mittwochabende bei Syrach. Da ergriff ihn die Rührung, und er sprach von seiner "armen, armen Mutter" in Schonen. Und eines schönen Tages reiste er in die Heimat, und zu Hause angelangt fand er, ein Maler hätte überhaupt nichts in Paris zu thun.

Zur Croquetpartie versammelte sich nach und nach eine ganze Gesellschaft Sommergäste — junge Herren, denen es Spass machte, in den Villen bei lebenslustigen Familien mit ununterbrochenen Trägern in Pension zu wohnen, die Croquet spielten, Bootsfahrt unternahmen, in Hängematten faulenzierten und im Badehaus schwammen und freischwammen, oder auch bei alleinstehenden Witwen mit vorläufig ebenso alleinstehenden Richter, die Gedichte lasen, almodische Pausen stützen und das Männergeslecht unzweifilig und werth der Verachtung aller Frauen von Selbstgefühl fanden.

Figge war ein willkommener Guest im Grünen. Er verkehrte mit aller Welt per Du und fand es herrlich zu leben.

Unter den jungen Damen war ein Fräulein Elizabeth Holst, ein kleines, blondes Mädel mit großen Augen und weichen runden Wangen. "Ebenfalls Malerin," erklärte der breite Tufo. Da aber entstöhnte die kleine Nachbarin, war nicht unbedingt und meinte, es sei schlecht von ihm, sie zum besten zu haben. Sie male mir "bischen".

Figge wollte wissen, ob sie auch "bischen" Malerei spielle.

"Nein, das nicht," behauptete sie. Und auch malen könne sie nie so, daß es gut würde.

"Nein Mensch malt so, daß es gut wird," sagte Figge. "Was wäre denn da Lustiges dabei?"

"Besonders mit den Männer geht es mir so leicht," erklärte das kleine Fräulein. "Ich weiß nie, was für Farbe ich für das Lämmchen soll."

"Das ist gerade so wie ein alter Bursche, den ich kannte. Der ging zu Professor Bodlund und fragte, mit welcher Farbe man Fenzlerglas male."

"Nein, ich meine . . . Papi, man darf nicht unartig sein, wenn man die Medaille bekommen hat."

"Ich habe sie ja nicht für gute Ausführung bekommen," sagte Figge. "Aber erzählen Sie mir doch nun, was für Farbe Sie zu den Bäumen nehmen?"

"Es wird alles wie Spinat. Es ist so schwer."

"Ah, das geht sich mit der Zeit. Das Leben ist lang."

"Und dann habe ich ja auch so wenig Zeit zum Malen," meinte die Kleine.

Figge begriff nicht, was man sonst zu ihrem Leben fände.

"Ich helfe zu Hause," erklärte das kleine Mädelchen. "Und dann haben wir Käsekuchen — und dann brauchen Söhnen."

"Söhnen? Muß ich doch wohl mein Tochterherz!" legte Figge mit tiefer Seufzung.

Fräulein Elizabeth fing heftig zu lachen an. Figge aber sah seine Schwester in vollster Überraschung für solche Wörter, die Söhnen machen. "Das' freie Zeit — ga' Fort'!" Und dann ließ er mit den beiden Fräulein an, und Per Tufo

hielt ihm eine schonische Stele, und man hob ihn empor bis zu den Birkenwipfeln.

Um Heimweg packte ihn der zufriedene Landsmann mit festem Griff unterm Arm und führte sein neues Opfer einen romantischen Weg längs des Ufers, wo die Weiden ihre Finger in's Wasser tauchten und der Mond lächelnd im Abwurf saß.

Hier war der Platz für Per Tufo, um Figge sein Herzensegeheimnis anzubekennen. Er hatte sich in aller Stille mit der schönsten "Maid" der ganzen Welt verlobt — Fräulein Larsson hieß sie, Constance Davida Ida Larsson, jenes stattliche Mädchen in der rothen Bluse —, und nun war er so glücklich, daß er "auf Ehre und Leben" immer mehr so glücklich werden könnte. Wäre nur auch seine "arme, arme Mutter" unten in Schonen hier! "Sie ist wie eine Valkire, meine Constance Davida Ida, findest Du nicht auch, Figge? Und mit welchem Heroismus, mit welcher Aufopferung wir Komödie spielen, nicht wahr?"

Dann ging Figge allein nach Hause und dachte alter Zeiten. Ja! Es war nicht gestern. Es war, als er noch Akademiejunge war, es war ganz unbegreiflich lange her. Jener Nachmittag bei Racka — und dranen auf Näs, wie er damals bis über die Ohren verliebt war, ein richtiger Narr, und Ende sein Narr und Gerda der Gegenstand, Gerda, die jetzt Mrs. Baker hieß und in Frankreich wohnte und pomposé Tableaux malte.

Ja, du mein Gott! Jetzt war er über alles das hinaus, war Medailleur und gefeiert und alles Mögliche.

Indessen kam den Morgen darauf Fräulein Holst die Wiese daher und stellte mit entschlossener Miene ihre filigrane Kleiderstücke neben der Figge's auf — recht nahe neben der Figge's.

Es gab keine anderen hübschen Motive in der Gegend. Sie trat in eine rossette Malschürze, preßte einige spärliche Farbenklümchen auf ihre blanke, reinliche Palete und begann zu einer Studie auszuholen.

Strengh genommen war es Figge, der der Vater dieser Studie wurde. Malen konnte er ja nicht mit Andacht, während die Kleine dasaß und schnatterte und mit ihren Farben herumschmierte, ohne nur zuvor gezeichnet zu haben wie ein Christenmensch.

Figge antwortete und schwieg abwechselnd. Schwagen oder malen — es kam aber meist nur zum Schwagen, indem sie es durchaus nicht amüsant fand, in Gesellschaft eines jungen Herrn, der aus Paris kam, zu posieren und den Mund zu halten.

Und nachdem sie eine Weile geplaudert hatten, setzte er sich auf ihren Stuhl und arbeitete im Handumdrehen ihre kleine Studie um, während er, um besser zu malen, das Lied von Karina summte:

Dann woll'n wir allzeitweilen
Glückselig bestimmen sein,
Bis zu mein'm letzten Seufzer
Sei meine Karina mein."

Lebhafter hatte sie keine Zeit, länger als zwei Stunden hintereinander zu malen. Sie hatte Pflichten gegen ihre Witthe zu beobachten, sie war für einen Monat Gast bei Direktors und hatte gar kein Recht, so aus Haus und Hof durchzubrechen.

Erst wenn ihr zierliches Sommerkleid verschwunden war, wenn sie vorsichtig über den Rattenzähnen gesiegen war und am Wiesenrand Figge ein Lebewohl zugewinkt hatte, dann erst konnte er, breitbeinig vor dem Leinwand stehend — so weit entfernt, als es die Länge des Pinselfisches erlaubte —, an seine eigene Arbeit denken.

Und trotzdem wollte es mit der Andacht nichts werden. Er räucherte einen Zigarrendunst nach dem andern an, die Studie blieb, wie sie war. Was er ihr gewollt hatte, war viel besser gewesen. Er warf die Studie in's Gras, wandte sich nach einer andern Seite und läßt ein kleines Stimmungsmälzchen in den Malzkastendekel — ein paar frische Löse und damit Karina.

Manchmal kam sie, und manchmal kam sie nicht. Kommt sie, so war sie redselig und lebhaft — war sie nicht da, so wurde aus Figge's Malen ein bloßes Gespräch. "Ich kann, hol's der Klient, nicht mehr

malen," sagte er ärgerlich zu Per Tufo, der ihn aufsuchte, um zuzusehen und zu erzählen, was Constance Davida Ida gesagt, und welche wertvolle "Maid" sie sei.

Und Figge wurde nicht einmal wütend, als Per — immer ruhig wie eine Breitschüssel — nach einem Blick auf seine neueste Wiesenstudie das Urteil fällte:

"Du, über ein Stück Leinwand Grünn springen, das kann ich auch."

"Das ist Impressionismus, geht Dir das ein, he?" war die einzige Einwendung, die Figge machte. Und er sagte es in dem bärbeißigsten Ton, den er aufbringen konnte. "Das will ich anstellen, um den Alten einen Schabernack anzutun und die Zeitungsschreiber zu ärgern."

Tufo zog ab. Figge war durchaus nicht bei Lanne. Er war hochmüthig geworden, weil er in Paris gewesen. Wer zum Kuckuck war denn nicht in Paris gewesen!

Worauf Tufo in seinem weißen Sommeranzug, leuchtend wie ein Engel des Lichts, hinging, seine Constantia Davida Ida anzuspüren.

Abeids fehlte Figge bei der Croquetpartie mit Brusch, die von nun an die Zeit der Abendstimmung ausfüllte und niemals vor zwölf, oft aber erst um ein, zwei, drei Uhr endete. Und den Morgen darauf mußte die Kleine allein auf der Wiese sitzen, und das war garnicht nicht hübsch, trotz des sonnenwarmen und sommerherrlichen Tages. Sie zerstörte nur, was er ihr gewollt hatte und kam nach einer halben Stunde auf den Gedanken, daß sie wirklich lieber zu Hause bleiben sollte.

Während dessen trieb Figge sich in melancholischer Stimmung weit außerhalb des Umkreises der Sommergäste allein umher.

Bis er eines Abends ganz unverschuldet Weise im Schatten erster Tannen auf einem gewundnen Waldwege, wo zum Überflusse im Hinterhalt kleine Sitzbänke postiert waren, ihr farbiges Sommerkleid und ihren netzigen Strohhut mit den wilden Blumen gewahrte.

Als sie, von dem Gehölze vor beobachtenden Blicken aus der Villa, der Veranda, der Hängematte, dem Lusthaus und Croquetplatz geschützt, an diesem Abend beim Gitter des Direktors vorneinander schieden, da endete der Händedruck mit einem eitlen Kuß, worauf sie wie um's Leben davonrannte — ein kleines Streckchen weit. Bei der Wegkrümmung jedoch, gerade bevor sie außer Schweiße kam, wandte sie sich, winkte mit ihrem rothen Sonnenschirm und sandte ihm einen kecken, lachenden, schelmischen Blick zu. Worauf sie fein sitzend den Gartenweg zur Villa hinauspazirte.

Mitternacht war vorbei und Alles stumm, da kam ein einsamer junger Herr desselben Weges daher. Eine Weile stand er und sah zu einem Fenster mit herabgelassener Gardine empor, ging dann zu ihrer Hängematte, setzte sich hinein, zündete eine Nachzigarre an und schankelte sacht mit baumelnden Beinen hin und her.

Der neue Tag begann zu grauen, ehe noch der gestrige zu Bett gegangen. Vogelsang tönte mitsommerfröhlich aus den Laubmassen, und die Fichthörnchen machten in den Bäumen ihre Morgen-gymnastik. Aber drinnen in der Dämmerung unter den Birken leuchtete noch ein glühender Punkt, und es ward ganz hell, ehe Figge von der Hängematte absprang, vor ihrem Fenster die Mütze abnahm, bei sich selbst sagte: "Na, famos ist das jedenfalls!" und hierauf nach Hause wanderte, die Taschen voll Farbenkübel stopfte, Schatulle und Staffelei auf's Gepäck lud und hinauspazirte, um Morgenstimmung zu malen.

XVIII.

Es war sieben Uhr, als er bei Direktor Iff anlieferte, der Beamter war und im Vorzimmer eine elegante Lampe mit rother Glasglocke brannte. Ein glatzköpfiger Diener öffnete die Thür.

"Melden Sie Figge an!"

Der Direktor erschien in der Thür, in Hemdärmeln und mit dem Zuknöpfen seines Kragens beschäftigt.

"Ich komme immer, wenn ich nicht kommen sollte," bemerkte Figge sogleich.

Svante war nervös und reichte ihm kaum die Hand.

"Lieber Bruder, tritt ein und setze Dich! Siehst Du, wir machen heute eine kleine Spielpartie — ein paar Verwandte und Andere, ganz anspruchslos. Sez Dich, setze Dich! Du entschuldigst, daß ich Toilette mache?"

"Ich entschuldige!" Figge versuchte, vornehm dreizuhören, es lag ihm aber einmal nicht.

Drimmen in Svante's Zimmer standen die gesetzten Spielstühle mit Markenkästchen und unerbrochenen Kartenspielen, ferner ein wohlverschöner Nachttisch; die Gardinen — weiches indisches Muster in Weiß und Gold — waren vor die Fenster gezogen. So, so, also in dieser Art richtet man sich's ein, wenn man Glück gehabt hat? Figge's Füße verankten in dem weichen Teppich. Und aus dem Speisezimmer funkelten die Gläser und Karaffen auf dem Buffet.

"Na, wie geht's Dir also, Figge?" fragte Svante, nachdem er den Kragen zum Sitzen gebracht.

"Wie einem jungen Troubadour im Frühling."

"Nichtig, ich vergesse ja ganz, Dir zu gratulieren. Du bist ja verlost. Jawohl, wir Alle gehen diesen Weg. Komm, nimm Dir ein Glas, las' uns trinken auf Dich und Deine Freude. Glück zu, Bruder!"

"Prost! Gu' Mor'n!" sagte Figge und trank bis auf den Grund.

"Wie heißt das Mädchen? Wo hast Du sie kennen gelernt?" fragte Ulf.

Aber Figge hörte nicht — seine Gedanken gingen ihre eigenen Wege.

"Siehst Du," begann er, nachdem er sein Glas niedergesetzt — die beiden Herren waren im Speisezimmer stehen geblieben —, "ich will nicht so heißen wie andere Menschen."

"Nicht?"

"Wir gehen unserer Wege. Ich liebe das Stillsehe nicht. Man ist ja doch kein Tagelöhner!"

Zu diesem Augenblick öffnete eine Jungfer die Thür und bat den Herrn Direktor, die Güte zu haben und zu Thro Gnaden zu kommen.

"Einen Augenblick — Du entschuldigst!"

Das kleine, pfiffige Jungferchen verschwand, und Ulf verschwand hinter ihr. Figge wunderte sich nicht darüber. Er spazierte im Zimmer umher. Geschickte Eichenmöbel — gediegene, ordentlich, langweilig zum Ausreizen! Er hob die obersten Visitenkarten von der Silberschale. Hier ein Baron! Staatsrat und Chef des Justizdepartements — Teufel noch einmal! Da eine Präsidentin! Zu Thro Gnaden hineinkommen — wünsch' gu' Mor'n!"

Als Ulf zurückkam, noch ein bisschen irritierter als zuvor, beeilte sich Figge, sein Hiersein zu entschuldigen. Er war um vier Uhr in die Stadt gekommen und hatte daher nicht zur Besuchsstunde erscheinen können. "Dann will ich Dich nicht aufhalten, da Du Dein Corps erwarteinst."

"Du hast mich garnicht gestört," sagte Ulf, der bei dem Worte Corps ein kleines, zerstreutes Lächeln nicht unterdrücken konnte. "Ich hätte Dich gern gebeten, zu bleiben, wenn Du mit meinen Spielbrüdern bekannt wärst."

"Ich habe keine so noblen Bekannten. Mit dem Justizdepartement besonders habe ich nichts zu schaffen . . ."

"Also, wann heirathest Du?" — Ulf hatte jetzt den Gesellschaftskragen an und zog die Manschetten herab.

"Sag' ich nicht. Wenn es überstanden ist, annonciere ich's in der Zeitung. Eine bildsaurere Kamaraderie, sag' ich Dir, Pelle neinte ich sie."

"Thro Gnaden läßt bitten . . ." Die Kamaraderie guckte wieder herein.

Figge griff augenblicklich nach seinem Hut. "Adien also!"

"Wir sehen uns bald, lieber Bruder. Hoffe, daß Du wiederkommenst!"

"Lebrigens trete ich auch morgen im Club auf — wahrscheinlich wenigstens, denn verwetten soll man ja nichts."

"Ich gehe sehr selten hin," sagte Ulf. "Ich verkehre nicht viel mit ihnen."

"Warum nicht?"

"Es sind neue Elemente hinzugekommen, ein unangenehmer Geist — die Opposition . . ."

"Voila!" brach Figge aus. "Wie, pflegst Du denn nicht zu opponieren, he?"

Man hörte jemand an der versperrten Thür tasten.

"Sag' mir nur noch etwas" — Figge hatte schon den Überrock an, blieb aber noch im Vorzimmer stehen.

Ulf war ihm mit einer Zigarre nachgekommen, die er Figge anbot.

Dieser sah nach, ob Niemand im Speisezimmer sei, der sie hören könnte.

"Ich möchte wissen, ob Du in Deine Schwiegermutter verliebt bist?"

Svante hob die Augenbrauen, ganz wie er früher gethan, wenn er sich wunderte.

"Ich habe meine Gründe. Unter uns Männchen kannst Du schon antworten. Und ob Du in Deinen Schwiegervater verliebt bist? In Deine Schwäger, wenn Du welche hast? Und in Deine Schwägerinnen? Wie?"

Ulf lachte, aber es war etwas Gezwungenes und Gequältes in dem Lachen.

"Denn das soll man sein," philosophierte Figge, der in aller Ruhe stand und die Zigarre anzündete. "Ich bin im Besitz eines süßen Schwiegerpapas und einer wirtdevollen Schwiegermama. Aber . . . aber . . . Lebrigens, verheirathen will ich mich nicht mit ihnen. Pelle und ich lassen uns in Frieden und Eintracht des Vormittags in Kleidern tragen, dann giebt es Festmärsche, und dann fahren wir, und Schwiegervater und Schwiegermutter bleiben hübsch zu Hause, das ist die Ordnung der Natur. Friede und Freude mit Euch!"

Worauf Figge verschwand, ohne sich Thro Gnaden empfehlen zu lassen und ohne eine Antwort auf seine Gewissensfragen abzuwarten.

Vor dem Hansthor hielt ein Wagen und zwei belebte Herren drängten sich heraus. "Wahrscheinlich sein Justizrath — wohlbekomm's!"

Und wie er die Gasse entlang wandelte, da fiel ihm zuerst ein: "Er ist nicht verliebt in seine Schwiegermutter" — und dann: "Er hat sich in den Gastzigarren vergriffen."

Denn die Zigarre, die Figge erhalten hatte, war ein ganz famoses Kraut. (Fortsetzung folgt.)

Die schädlichen Wirkungen der geistigen Getränke.

Von Dr. med. Rothbart.

Kan spricht von einer Alkoholfrage und nennt den Inbegriff aller durch den unmäßigen Genuss geistiger Getränke für das Leben des Einzelnen, wie für die Gesamtheit bedingten Schädigungen Alkoholismus, weil der Alkohol oder Weingeist — besonders die in der Chemie als Aethyl-Alkohol bezeichnete Art desselben, den heraushebenden und hiermit den schädigenden Bestandtheil aller geistigen Getränke bildet. Nur in den schlechten Schnapsorten giebt es außerdem besondere Stoffe, die sogenannten Fuselöle, welche an und für sich noch schädlich wirken.

Der Alkohol ist ein Gift, welches in allen alkoholischen Getränken, also in Schnaps, Bier, Apfelsaft und Wein enthalten ist, nur in verschiedenem Grade, in Schnaps 10 mal soviel als in Bier und Apfelsaft und 7 mal soviel als in Wein und Champagner. Dass der Alkohol keine harmlose Substanz ist, sieht man ohne Weiteres aus seinen Wirkungen. Wenn jemand etwas genossen hätte, wonach sein Denkvermögen sich verwirrt, indem er mit gläsernen Augen und einem ihm ganz fremden Gesichtsausdruck irr redete, ihm dann aufging die Zunge schwer zu werden und die Sprache unverständlich, während gleichzeitig die übrigen

Glieder ihre Dienste versagten, so dass er nicht mehr gehen und stehen könnte, und um dann schließlich in einen stundenlangen bleibenden Schlaf zu verfallen, aus dem alles Mütteln und Schütteln ein Erwachen nicht möglich machte, so würden sicher die Angehörigen in großer Angst darüber sein, der Betreffende sei durch irgend ein Gift in hohe Lebensgefahr gerathen. Nur dadurch, dass bei uns der Aufblick eines Beräuschten und die Zustände des Mannes, welche ich eben geschildert, nicht allzu selten sind, weiß man, dass diese üble Befälle in wenigen Stunden vorüber gehen. Dies ändert aber nichts an der Thatssache, dass der Betreffende an den Folgen einer schweren Alkoholvergiftung gelitten hat, die sogar gelegentlich mit dem Tode endigen kann. Man sieht ja häufig von derartigen Todesfällen durch Gehirnschädigung infolge unsuniger Trinkweisen und dergleichen. So sind in Preußen über 60 prozent aller Vergiftungen durch den Alkohol hervorgerufen worden.

Wie giftig der Alkohol wirkt, dafür liegen leider nicht nur Beispiele im Einzelnen, sondern auch im Großen vor, welche uns die Geschichte als ewige Schandflecke vor Augen hält: die ungeheure Sterblichkeit infolge des häufigen Brautweingeschlusses hat sich in furchtbarem Maßstabe an den unglücklichen Kindern der Wildnis, den Kreiswohnern Amerikas, Westafrikas und der Südsee-Inseln, gezeigt. Man weiß, wie sehr diese eingeborenen Stämme gelichtet worden sind, wie von den meisten kaum noch eine Spur ihrer Existenz vorhanden ist. Mehr als alle Waffen und Mordwerkzeuge hat das Feuerwasser unter ihnen gewütet, das angenehm schmeckende Gift, das der Weise ihnen zugeführt und mit dem er sie listig dem sicheren Verderben geopfert hat. So schmolz der Stamm der Sack- und Fuchs-Indianer in zehn Jahren von 80 000 auf 2000 Köpfe zusammen. Die Hauptschuld dieser schauderhaften Sterblichkeit trug der übermäßige Brautweingeschmack.

Der Alkohol wirkt nicht nur dann giftig, wenn große Mengen innerhalb kurzer Zeit in den Organismus eingeführt werden, sondern er übt seine giftige Wirkung auch bei Einführung kleinerer Mengen, nur dass erstere nicht so gleich von uns wahrgenommen werden kann, sondern sich erst dann bemerkbar macht, wenn der Genuss kleinerer Mengen durch längere Zeit, gewohnheitsmäßig, fortgesetzt wird. Die Wissenschaft spricht dann von einer Summation der Wirkungen, das heißt, in solchen Fällen addieren sich die schädlichen Einwirkungen, welche durch den jedesmaligen Genuss veranlaßt werden, nach und nach zu einer Gesamtwirkung solchen Grades, dass diese nun ganz deutlich in die Erscheinung tritt; wir sprechen dann von einer chronischen Alkoholvergiftung, von chronischem Alkoholismus.

Wir wissen, dass alle Substanzen, welche sich für den Menschen als Gifte erweisen, auf jene feinsten Elemente unseres Körpers schädigend einwirken, welche wir Zellen nennen, und zwar besteht diese Schädigung darin, dass die Zellen rasch oder langsam absterben oder dass wenigstens ihre Leistung eine schwache wird. Hierbei leiden stets jene Zellen zuerst und am meisten, welche für das betreffende Organ am Wichtigsten sind; diese besitzen nämlich einen zarteren Bau, einen feineren Mechanismus und daher auch eine geringere Widerstandsfähigkeit.

Da der Alkohol bei dem gewöhnlichen Genuss zunächst in den Magen gelangt, so ist es begreiflich,

dass sich zuerst in diesem Organe seine schädlichen Wirkungen entfalten.

Seine Zellen der Magenschleimhaut, welche für den Verdauungsprozess von Wichtigkeit sind, gehen hierbei allmälig zu Grunde. Sie werden zwar anfangs noch durch neue, vollwertige Zellen ersetzt, aber der Ersatz wird immer unvollständiger oder geschieht bloß durch minderwertige Zellen, durch ein minderwertiges Gewebe, welches man Bindegewebe nennt. Auf dieses Bindegewebe, das auch bei anderen Krankheitsprozessen eine Rolle spielt, will ich gleich an dieser Stelle mit einigen Worten eingehen. Die meisten Organe durchzieht maschennartig ein festes Gewebe, das ihnen ihre Form und den eigentlichen Halt giebt und deshalb Stütz- oder

Bindegewebe genannt wird. In den Maschen dieses Bindegewebes sind die zarteren, eigentlichen Organzellen eingelagert, ähnlich wie in den Bienenwaben der Honig. Indem nun durch den Alkoholreiz in der Magenschleimhaut das Bindegewebe mehr und mehr in Bewegung gerath und so zahlreiche, unschriebene, kleine Verdickungen bzw. Erhebungen der Magenschleimhaut erzeugt, während die dazwischen befindlichen Schleimhauptpartien wegen des Zugrundegehens der Verdannungszenlen einjusen, entsteht eine sehr eigenartige, feinwirzige Beschaffenheit der Mageninnenfläche. Diesen Zustand nennt man chronischen Magenkatarh. Derselbe ist um so verderbler, als er die davon Befallenen appetitlos macht, die Aufnahme gesunder, natürlicher Nahrung hindert und dadurch die Widerstandskraft gegen alle schädlichen Einflüsse vermindert. Dazu kommt noch, daß die Beißwerden solcher Magenleiden durch die betrübende Wirkung der geistigen Getränke auf kurze Zeit befeitigt und auf diese Weise die Leute verleitet werden, immer mehr sich allein von der nach ihrer Reinigung ihnen allein zuträglichen flüssigen Nahrung zu nähren, bis endlich der richtige Ernährungszustand und Säufer fertig ist.

Der in den Magen eingebrachte Alkohol bleibt nun nicht daselbst, sondern gelangt rasch in das Blut und mit diesem in alle Organe. Hier entzieht er den Geweben und Gewebsflüssigkeiten Sauerstoff. Der Sauerstoff dient unter Anderem im gesunden Körper dazu, daß mit der Nahrung eingebrachte Fett zu zerlegen, es zu verbrennen, wie man sich ausdrückt. Da nun beim Trinker der Alkohol den Sauerstoff vorwegnimmt, bleibt natürlich zu dieser Fettzerlegung keiner mehr übrig, und so kommt es, daß das mit unserer Nahrung eingebrachte Fett im Körper nicht gespalten wird, sondern vielmehr als solches an den verschiedensten Stellen des Körpers sich ablagert. Die Säufster erscheinen daher in diesem noch frühen Zeitabschnitt des Alkoholismus fett, sie scheinen gut genährt aber sogar übernährt zu sein, und daher mag auch, wenigstens zum Theil, die Ansicht vieler Leute stammen, daß die alkoholischen Getränke, insbesondere Bier und Wein, die Ernährung begünstigen und Kraft verleihen. Allein dieses im Nebemalz im Körper abgelagerte Fett ist mit ein Ballast, ja, es schädigt sogar direkt gewisse Organe, so namentlich die Leber und das Herz.

In der Leber wird durch die reichliche Ablagerung von Fett in den Zellen die Leistung derselben, welche bei der Verdauung eine wichtige Rolle spielt, beeinträchtigt, was eine Steigerung der schon durch den Magenkatarh eingeleiteten Verdannungsstörung zur Folge hat. Eine derartige Leber erscheint stark vergrößert und blutfärmer; man heißt sie Zellsleber. Es sind das aber nur die Anfänge der durch den Alkohol bedingten schweren Leberstörungen. Mit der Zeit gerath, wie es bei der Magenschleimhaut beschrieben wurde, das bindegewebige Gerüst, welches auch die Leber maßgeblich durchzieht, in Bewegung. Hierdurch werden die in den Maschen eingesetzten zarten Leberzellen ihres mechanisch erdrückt oder sie gehen theilsweise endgültig verloren durch die Einwirkung des von dem Blute zu ihnen hingetragenen alkoholischen Giftes zu Grunde. Infolge dieser hierdurch bedingten Schädigung wird die Leber kleiner, um so mehr, als nun aus dem anfangs gewucherten Bindegewebe noch Art des Kettengewebes sich zusammenzieht, kontrahiert, und so das Bild der sogenannten „Schrumpfleber“ herzogenen wird. Da die Leber ein lebenswichtiges Organ ist, kann der Körper den Ausfall ihrer Leistungen nicht entkräften, und es tritt unvermeidlich der Tod ein.

Noch schlimmer wirkt die reichliche Fettablagerung in der Muskelschäzung des Herzens, ein Zustand, welchen man Fettschwarz nennt. Indem hierbei das Herz fast von Fett durchzogen wird, indem also an die Stelle der anliegenden Muskelschäzung eine im gewissen Sinne tote Masse tritt, wird natürlich die Leistungsfähigkeit des Herzens, welches wie eine Pumpe das durchströmende Blut in alle Organe zu treiben hat, bedeutend herabgesetzt, weshalb es mehr und mehr zu Störungen des Kreislaufs in den ver-

schiedensten Organen, namentlich den Atmungs- und Verdannungsorganen, sowie im Nervensystem kommen muß.

Solche Personen zeigen daher einen schwachen und unregelmäßigen Herzschlag. Es entwickelt sich bei ihnen ein chronischer Katarh des Kehlkopfes, der Luftröhre und deren Verzweigungen; sie werden also heiser und müssen viel husten, die Verdauung wird noch schlechter und träger, sowie sich auch Störungen von Seiten des Gehirns und Nervensystems überhaupt einstellen, die freilich nicht allein den Blutstamungen, sondern noch viel mehr der unmittelbaren Einwirkung des Alkohols auf die Nervenzellen zuzuschreiben sind. Die Veränderungen am Säufer-Gehirn betreffen hauptsächlich die Hirnhäute. Man findet hier noch frische oder abgelaufene entzündliche Veränderungen, Drüsen, Verdickungen, Schwartenbildungen, Blutungen in solche und Verwachslungen. Hieraus entwickeln sich verschiedene Krankheitsbilder: Bittern der Hände, Gehör- und Gesichtsstörungen, Veränderung der Stimmung, Verschlechterung des sittlichen Gefühles, Verfolgungswahn, Trieb zu Verstörung und zum Selbstmord, Tobsucht, Abnahme des Verstandes, Blödsinn, hinfallende Krankheit und so weiter.

Vom Magen gelangt der Alkohol mit dem Blute in alle übrigen Organe. Es ist daher begreiflich, daß auch in den Blutgefäßen selbst und im Herzen seine schädlichen Wirkungen nachgewiesen werden können. In ersteren äußern sie sich darin, daß einerseits wichtige Zellen der Gefäßwandung zu Grunde gehen, andererseits der bindegewebige Theil der Wandung, das heißt daß in den Wandungen befindliche Bindegewebe, von dem ich oben eine Erklärung gab, ähnlich wie beim Magen und der Leber, in Bewegung gerath, wodurch auf der Innenseite der Gefäße mehr oder minder zahlreiche flache Erhebungen sich bilden. Doch auch in diesen verfallen die Zellen wieder der Entartung, wodurch die Erhebungen entweder härter werden oder aber erweichen und schließlich ganz zerfallen. Diese Veränderungen zusammen bilden einen Prozeß, den man chronische Entzündung der Blutgefäße nennt. Infolge derselben kann es einerseits durch das eben beschriebene Auftreten von Erweichungsherden in den Gefäßwänden zu Erweiterung und Verbreitung, andererseits auf Grund der erwähnten Verhärtungen in den Wandungen der Adern zur Verengerung und Verschließung der Blutgefäße kommen. Sowohl die Erweiterung als die Verengerungen bedingen mehr oder minder bedeutende Störungen in der Blutversorgung der Organe, während durch Verbreitung der Gefäße Blutungen entstehen müssen, welche, wenn sie zum Beispiel im Gehirn auftreten, plötzlich zu schweren Krankheitsscheinungen, zu Schlaganfällen, Lähmungen oder selbst zum Tode führen können.

Dieser schlimme Ausgang kann aber noch in anderer Weise herbeigeführt werden, nämlich durch Erkrankung der Nieren, welche bei Säufern sich ebenfalls recht häufig zu entwickeln pflegt. Die Nieren spielen in unserem Körper dadurch eine sehr wichtige Rolle, daß durch sie in den Körper eingedrungene schädliche Substanzen oder Gifte ausgeschieden werden können; man hat sie darum auch als Entgiftungsorgane bezeichnet. Diese an und für sich ganz nützliche Leistung der Nieren wird aber dem Säufer gerade zum Verhängnis. Der Alkohol kommt nämlich, abgesehen davon, daß er schon infolge seiner Zufuhr durch das Blut mit den Nierentheilchen in Verbindung tritt, bei seiner Ausscheidung durch die Nieren mit den Zellen derselben in eine besonders innige und anhaltende Verbindung und wird sie daher um so nachhaltiger schädigen, je öfter er durch die Niere ausgeschieden wird. Auf diese Weise entwickelt sich auch in den Nieren eine chronische Entzündung, indem wieder einerseits die unmittelbare Einwirkung des mit dem Blute hingetragenen alkoholischen Giftes die Nierenzellen massenhaft zu Grunde richtet und durch die Substanzerluste das Organ sich verkleinert, andererseits das bindegewebige Gerüst der Niere anfangs auf den Alkoholreiz hin wuchert, später jedoch nach normalemmaß zusammenzieht und schrumpft, das heißt genau wie bei der Schrumpfleber, hier die Schrumpfniere entsteht. Wie

der Name sagt, ist eine solche Niere erheblich verkleinert, und ihre Oberfläche hat, wie wir das schon bei den durch Alkohol veränderten Innensäulen von Magen und Blutgefäßen kennen gelernt haben, eine höckerige, warzige Beschaffenheit. Es ist ohne Weiteres einleuchtend, daß derartige, im innersten Wesen veränderte Nieren nicht mehr ihre ursprünglichen Leistungen als Filterorgane des Körpers verrichten können. Stattdessen die Flüssigkeitsmengen glatt durch diese Filter hindurchgehen und im Urin zur Ausscheidung kommen müssen sie sich jetzt nothgedrungen vor diesen gleichsam geschlossenen Schleusen stauen. Die Flüssigkeiten sammeln sich daher in den Geweben des Körpers an, und es entsteht so das Bild der allgemeinen Wassersucht, die schließlich zum Tode führt.

Es bleibt noch eine besondere, durch das Bier hervorgerufene Erkrankung des Herzens zur Beschreibung übrig. In unserer Zeit ist es das Bier, welches von allen alkoholischen Getränken am schädlichsten wirkt, weil es die größte Zahl von Menschen zu einem beinahe fortwährenden und doch noch ständig geltenden Trinken den ganzen Tag hindurch veranlaßt. Hierdurch wird dem Herzen eine sehr große Arbeit aufgeladen, weil das Herz doch die großen Flüssigkeitsmengen fortbewegen, durch die Nieren pumpen und dieselben wieder im Urin zur Ausscheidung bringen muß. Diese mechanische Leberarbeit des Herzens würde genau schon eintreten, wenn statt Bier nur ebenholde Mengen Wassers oder auch Apfelsafts getrunken würden. Dadurch, daß das Herz gezwungen wird, stärker zu arbeiten, nimmt seine Muskelsubstanz allmälig zu, ähnlich wie bei einem Turner zum Beispiel die Armmuskeln wichtig sich entwickeln. Auf diese Weise entsteht ein Zustand, welchen man Herzvergrößerung nennt. Sie wird bei Säufern recht häufig gefunden, namentlich bei Biertrinkern, daher auch „Bierherz“ genannt, und dient zunächst dem kranken Körper als ein Hilfsmittel, mit welchem er noch die Hindernisse in der Fortbewegung des Blutes zu überwinden vermag. Aber da letztere immer mehr zunehmen, wird dieses Hilfsmittel schließlich versagen, und dies um so gewisser, als inzwischen auch die Muskelsubstanz des Herzens mehr und mehr an Leistungsfähigkeit einbüßt, indem sie, wie früher ansehnlicher gesetzt wurde, einerseits durch wucherndes Fett verdrängt wird, andererseits infolge der unmittelbaren Einwirkung des Alkohols auf den Herzmuskel in Entartung gerath. Solche Personen klagen über häufiges und schmerzhafte Herzschläfen, über Brustbeschwerden und werden schon bei geringen körperlichen Anstrengungen von Kurzatmigkeit befallen. Da jetzt die Kreislaufstörungen garnicht mehr oder nur in sehr mang. Weise eingedämmt werden können, so nimmt die Blutstauung in allen Organen immer höhere Grade an und führt schließlich ebenfalls zu allgemeiner Wassersucht und zum Tode.

Wir sehen also, daß der Alkohol kein wichtiges Organ mit seiner Wirkung verschont, und daß die Zahl der hierdurch veranlaßten Krankheitszustände eine recht ansehnliche genannt werden muß. Am meisten findet sich bei Trinkern gleichzeitig Herzvergrößerung, Leber- und Nierenschrumpfung; sie alle haben das Gemeinsame, daß bei ihnen sehr wichtige Organbestandtheile zu Grunde gehen und daß bei längerer Fortdauer unheilbare Störungen entstehen, welche schließlich zum Tode führen.

Geschw. 10. 10.

Bunfffrüthen.

Von Adolf Braun.

Z roß der reichen Literatur über unsern Kunstwesen sind manche Seiten seiner Geschichte noch nicht oder bloß oberflächlich bearbeitet, so die Stellung der Gesellen in der Kunst, so die Sitten und Gewohnheiten, die in der Kunst herrschten, so auch die Darstellung der Embleme der Kunst vom Standpunkte der Entwicklung des Kun-

Anzeigen-Beilage für das illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt.“

Nr. 42

Für den Annoncenheft der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich.

Allgemeine Inseraten-Annahme durch Heinr. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro gespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum Mk. 1,25.

1902

Edt silberne

Remontoir-Uhren, garantiert gutes Werk, 6 Kubis, schönes, starkes Gehäuse, deutscher Reichstempel, 2 echte Goldränder, Emaille-Büffelblatt, Mk. 10,50. Diefelbe mit 2 echten Silbernen Kapellen, 10 Kubis Mk. 13. Schlechte Waare führe ich nicht. Meine sämtlichen Uhren sind wirklich gut abgezogen und genau reguliert; ich gebe daher reelle 2-jährige Schriftliche Garantie. Verhandl. gegen Nachnahme oder Postentnahmung. Umtausch gefordert oder Geld sofort zurück, somit Bestellungen bei mir ohne jedes Risiko. Reich illustrierte Preisliste über alle Sorten Uhren, Ketten und Goldwaren gratis und franko.

S. Kretschmer, Uhren, Ketten und Goldwaren. Engros Berlin 415. Neue Königstraße 4. Reelle und wirklich billige Bezugssquelle für Uhrmacher und Wiederverkäufer.

Aufruf!

Reiner Schnurrbart!

Must Mancher sagen und schon Bielen angewandt; ich bitte Sie, verjüngen Sie zum letzten Male noch mein Bartwuchsmittel „Colossal“ zu 4 Mt. Haben Sie kein Vertrauen, dann überlässe ich Ihnen eine kleine Probe franco, damit Sie sich von der Wirkung überzeugen können; in diesem Falle bitte mir für Musterstück 60 Pf. mit einzusenden.

Paul Koch, Haarspezialist. Gelsenkirchen Nr. 180

Briefmarken billigst. Preisliste sendet franko August Marbes in Bremen.

Billigste Bezugssquelle für Cigarren

100 Stück
3 A-Cig. 2.— 2,20, 2,30, 2,40 Mk.
4 " 2,60, 2,80, 2,90, 3.—
5 " 3,20, 3,40, 3,60, 3,80 "
6 " 4,20, 4,50, 4,60, 4,80 "
8 " 5,20, 5,40, 5,60, 5,80 "
10 " 6,— 6,50, 7,— 7,50 "
Musterstück von 100 Stück, enthaltend 10 verschiedene Sorten von je 10 Stück nach beliebiger Wahl, stehen zu Diensten.

Carl Streubel, Dresden-A.

Wettinerstraße 13/14.

Lasse mich jeder Interessent den neuesten

Illustriert. Preis-Courant franco zusenden.

Kaffee-Abschlag nur in Holland!

Holländ. Compagnie für Java-Kaffee-Export Maastricht 303 (Holland) versendet Postkolli von 10 Pfund echten, garantiert feinsten, frisch gebrannten

Holländ. Java-Kaffee geg. Nachnahme von Mk. 9 verzollt franko in's Haus.

NB. In Deutschland ist der Ladenpreis für gleiche Qualität mindestens Mk. 1,40 pro Pfund!

Jeder, dem das Wohl seiner Nächsten am Herzen liegt, liest das Buch:

Ursachen der Familienlasten, Nahrungssorgen etc.

50. Aufl., 208 Seiten stark. Preis 50,-, Porto 20,- extra, auch in Marken. J. Zaruba & Co., Verlag, Hamburg.

Briefmarken-Preisliste mit ca. 30.000 Preisen gratis. Ankauf und Verkauf von Sammlungen u. Einzelmarken.

Philippe Kosack Berlin C. Gurgste. S. am Königs-Schloß.

Reiner, guter Wein

Rheinwein v. 60,- Mk. an per Liter.

Moselwein v. 70,- Mk. im Glas.

Kothwein v. 90,- Mk. v. 25 Liter ab und Versand in Flaschen ab 70,- Mk.

85,- Mk. und 1,- Mk.

Peter Köth, Mainz, Weingutsbesitzer i. Guntersblum (Rheinhess.)

Preisliste auf Wunsch.

Buchführung lernen Sie leicht u. schnell briefl. b. Louis Schuster, Gorst, N.-S. 78. Probebriefe umsonst.

Wollseide Strumpfware Für Hand- und Maschinenstrümpfen reelle vortheil. Sorten.

re

gewerbes. Die reichen Schätze des Germanischen Museums in Nürnberg an Trachten, Fahnen und anderen Wahrzeichen der Künste harren noch des Bearbeiters aus der Reihe der Kunsthistoriker und der Techniker. Wir werden an diese Aufgaben gewidmet durch eine leicht der Vergessenheit anheimfallende Arbeit von A. Franz im ersten Bande der Zeitschrift des mährischen Landesmuseums (Brünn 1901), über „Mährische Kunstruhen“, aus der wir das unseres Leserkreis besonders interessante mit Benutzung auch anderer Materialien hier wiedergeben wollen.

Die Kunstruhe oder Lade, bei den Meistersingern auch Pult genannt, war das für die Kunst wohl am meisten charakteristische Kunstrath, gleichsam das Symbol des Handwerks selbst, um welche sich alle Kunströssen bei allen Anlässen versammelten, vor welchen alle Kunstagelegenheiten verhandelt und ausgefragt wurden, in welcher man alle werthvollen Kunstsachen aufbewahrte und die man am Stiftungstage („Fahrtage“) der Kunst, dem Geburtstage des Kunstmutteres (anniversarium), beim Wechsel der Kunstdorste, am Auferstehungstage, auch am Churfesttag und am Frohleidnachtstage, bei der Einholung von Potentaten und anderer besonders gefeierter Persönlichkeiten, bei der Heilberiedlung in eine andere Herberge oder in ein neues Kunsthans, kurz, bei allen festlichen und feierlichen Anlässen wie ein Palladium heiliggehaltene Sache, welche eine schützende Wirkung gehabt haben soll inmitten der Kunströssen herumgeführt hat. Erinnert man sich des starken religiösen Geistes, der die Menschheit im Zeitalter der Kunst beherrschte, so wird sich der Vergleich der Kunstruhne mit der Bundeslade der alten Juden anstrengen. In der Bundeslade wurden die steinernen Gesetzesstufen und sonstige Heilthümer aufbewahrt,

um der Hohepriester durfte sie berühren und öffnen, sie wurde dem Volke der Juden vorangetragen, als es in das heilige Land zog, zu ihr wurde gewallfahrtet. Wie diese Bundeslade von den frommen Juden wurde die Kunstruhe von Meistern und Gesellen wie ein Heiligtum gehütet und verehrt, ihr nahte man mit einer gewissen Ehrfurcht, „gewaschen, gehost, gejopt und wassenglos“. Zu der Täglicher Seifensiederordnung von 1653 heißt es, daß die Kunströssen sich „sonderlich bei der Lade sich aller christlichen Christlichkeit, tugend, guetten Sitten, Friedens und einigkeit befeizigen“ sollten. Hierach läßt sich auch die Schnack und die Schwere der Strafe ermessen, wenn die Kunstruhe einer Kunst oder Bruderschaft abgenommen und auf dem Rathaus deponirt wurde.

Die ohnedies unständlichen Kunstruhne entwickelten sich bei der Eröffnung und Schließung der Kunstruhe zu einer ganz besonders feierlichen Handlung mit peinlicher Formalität und fast mystischer Zeremonie, die auf die Konstruktion und Detailaufführung der Kunstruhne zurückwirkte. Die Bedeutung der Kunstruhne für die Kunst geht schon allein aus der Thatache hervor, daß das Wort Lade oft als gleichbedeutend mit der Kunst gebraucht wird. So sagt Driloff in seinem Corpus juris

dasjenige, was bei dem Aufzügen, Losprechen und Meisterwerden nach den Articulis-Briefen unterschiedener Dörfer vor langer Zeit hier in ihren Sitzungen und Kunstruhnen observiret worden, sondern auch diejenigen lächerlichen und bisweilen bedenklichen Actus wie auch Gramina bei dem Gesellenmachen ordentlich durch Fragen und Antwort vorstellen und mit nützlichen Anmerkungen anfälliger Gedanken ausführen wollen“. Da wird z. B. (Seite 560) die Frage gestellt: „Was wird ferner observiret (beachtet), wenn die Gesellen vor öffentlicher Lade beisammen sind?“ Und hierauf geantwortet: „Es darf keines nicht fluchen oder schwören bei Erlegung etwas Strafe in die Armenbüchse, welche ihm der Junggesell vorsezen muß“.. und ferner: „Es darf keines seinen Finger auf den Tisch legen, geschweige denn eine Hand und da es einer aus Unachtsamkeit versiehet, wird ihm die Armenbüchse vorgesetzt, woren er eine Geldbuche legen muß zum Unterhalt der armen Gesellen.“ Zu dem Buche werden dann alle Orte angeführt, die eine Buchbinder-Lade haben, so heißt es z. B. von „Berlin hat auch eine schoene Lade, und ist da eine geschlossene Zunft es halten es auch die benachbarlen kleinere Dörfer mit ihnen als Güterbock und andere mehr“. Über dreißig Orte finden sich Bezeichnungen dieser Art.

Neben den Zeitpunkt, an dem die einzelnen Kunstruhnen, so die Gewohnheit, Kunstruhne zu besitzen, aufgekommen sind, herrscht Dunkel, das wohl nie aufgehellt werden dürfte. A. Franz hat wohl jedenfalls mit der allgemeinen Beweisung recht, daß die Einführung der Kunstruhne in jener Zeit zu suchen ist, in welcher sich das Bedürfnis nach denselben eingestellt hat, das ist jene Zeit, in welcher an Stelle der mündlich überlieferten Kunstrugeln schriftliche Satzungen und Ord-

nungen getreten sind, für welche ein würdiger Aufbewahrungsort geschaffen werden mußte. Ursprünglich waren wohl die Kunstruhne einfache, nicht verschließbare, kleine Kästchen, von denen noch ver einzelt in unseren Museen zu finden sind, erst im Laufe der Zeit wurden größere, mit Schlüsseln versehene benötigt.

Ursprünglich hat es in jeder Kunst nur eine einzige Kunstruhe gegeben. Als aber die Gesellen-Bruderschaften in Opposition gegen die Meister traten, entstand das Bedürfnis nach „Gesellen- oder Bruderlade“ neben den „Meister-, Haupt- oder Mutterladen“. Dem Schreiber dieses Aufsatzes sind alte Gesellenlade bekannt, die im Besitz von modernen Arbeiterorganisationen sind, so hat er in



Paul Spangenberg: Berner Mädel.

Photographie-Verlag von Hans Staegens Nachfolger in München.

opificiarii (dem Handwerkerrecht): Die den Hauptladen untergeordneten Nebenläden sandten zu den Versammlungen ihre Abgeordneten, die die Rednungen mitnahmen und in den allgemeinen Angelegenheiten, die bei den Nebenläden nicht behandelt werden konnten, mit berathschlagten. Mummenhoff spricht in seinem trefflichen Werke „Der Handwerker“ von „Hauptladen des ganzen Reiches“; wer einmal die trock allen Schwülstes sehr lehrreichen Zeremonie der Gewerbe vom Altenburger Konrektor Friedrich Fries, vom zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, durchgearbeitet hat, weiß von welcher Bedeutung die Lade noch in der Zeit der zerfallenden Kunst war. Nehmen wir z. B. das „Ceremoniel der Buchbinden“ zur Hand, „in welchem nicht allein

den 1880er Jahren einer Sitzung der Wiener Schlosser beigewohnt, bei der auf dem Tische, um den man saß, eine eiserne, mit einem kunstvollen, sehr komplizierten Schlosse versehene Lade stand; eine hölzerne, in ihrer Ausstattung wenig bemerkenswerthe Lade befindet sich im Besitz der Nürnbergischen Sektion der Drechsler des Deutschen Holzarbeiterverbandes. Das Nebeneinanderbestehen von Meister- und Gesellenladen findet sich in vielen Kunsträumen ausdrücklich festgestellt und auferkannt, so heißt es z. B. in den vom 8. Mai 1666 datirten Artikeln der Wiener Baret-, Socken- und Stumpfwirker: „Sollten die Meister ihre Handwerkerlade von der Gesellenlade abgesondert haben.“

Bei der großen Bedeutung, die den Kunsträumen beigegeben wurde, findet sich viel kunstvolle Arbeit, Schnitzereien, Bemalungen und vor Allem kunstvolle Schlosser an und in ihnen; über ihre Herstellungsarten sind manche Angaben überliefert, nach diesen berechnet A. Franz den durchschnittlichen Preis der im mährischen Landesgewerbeinnern aufbewahrten auf 34 bis 42½ Rm. Manche wurden den Künsten geschenkt, andere, so bei den Schreinern, als Meisterstücke hergestellt; sie waren zuweilen äußerst solide und präzise Schreinerarbeiten.

Aufbewahrt wurde die Kunstruhe ursprünglich in der Regel im Hause des Kunftvorstandes, also des Erz-, Ober- oder Zechmeisters, zuweilen bei einem hierzu dienenden „Lademeister“, seltener bei einem nicht der Kunft angehörigen Bürger, welchem dann hierfür ein „Ladezins“ entrichtet wurde. Später, als für die Kunftsversammlungen eigene Lokale genügten wurden, wurde die Lade dort aufgestellt, und zur Blüthezeit der Künste, in welchen viele der selben eigene Meister-, Kunft- oder Gildehäuser besaßen, in der sogenannten „Kunft- oder Zechstube“ oder dem „Handwertsaal“, wie wir heute sagen würden, dem Sitzungsraume dieser Gebäude, während die „Bruderkade“ immer von dem Herbergsvater auf der Herberge der Bruderschaft verwahrt worden ist.

Geöffnet durfte die Kunstruhe überhaupt nicht vor einem einzelnen und auch nicht von den zur Gegensperre berechtigten Kunftgenossen werden, wenn nicht noch wenigstens zwei unbeteiligte Zeugen anwesend waren. Bei den meisten Gelegenheiten erfolgte die Öffnung der Lade jedoch in Anwesenheit der „Geschworenen“ oder „älteren Meister“ oder „Altermänner“ oder aber der ganzen Kunft. Die Lade wurde hierbei entweder erst von ihrem Bewahrungssohne herbeigeholt und auf den sogenannten „Kunft- oder Zechstuhl“, um welchen sich die „Beifüger“ oder die „Zologenjelle“, das „Tischgejätz“, herumzogen, aufgestellt, nachdem sich der mit diesem Amt betraute Zugmeister oder der Junggejelle jedesmal zuvor erst die Erlaubnis von seinem Sohne abholzten, über die Kunstruhe (oder des Herrn Zarters Stube) fortzutreten und vor ehrbaren Meistern und Gesellen Tisch treten und die Kunftlade aufzutragen zu dürfen eingeholt hatte. Über aber die Kunstruhe stand, so in der Kunstruhe, immer auf einem für sie bestimmten „Ladenstuhl“ hinter oder neben welchem, je nachdem der Erz- und Obermeister, Altermäster oder Senior usw. in seiner Amtstracht oder der mit dem Altmästerhilde erstmäuliche Altmäster oder Altmästermeister mit dem Gesellenstifter und im abgeschworenen Jahrhundert der Bruderkader oder Altmäster seinen Sitz einzahm.

Sollte die „Aufzündung“ eines Lehrjungen, der „Zechstuhl“ eines Gesellen oder die „Meisterpromotion“ eines Aufgejellten oder Gesellenmeisters erfolgen, so hielten konzentriert, das Jurament (edle Gefäß) des neuen Zechmeisters (Obermeisters) oder der Gesellenmeister abgelegt, eine „Mengenprache“ oder „Capitel“ der Meister (eine Art Abschluß- oder Vorhandenprüfung) oder ein „Capitel“ der ganzen Kunft (eine Art Generalversammlung zu Wien, Ingolstadt, Nürnberg und Prag) liegen oder eine „Auslage“ oder „Auszug“ der Gesellen eröffnet werden u. s. f., so gebot der Beifüger durch Aufzählen des Gegenstücks auf dem Fußboden oder einen Schlag auf den Tisch, eine Wiederholung oder eine am Schuhren angehängte Holzplatte oder durch einen Strich des eingeführten

Schafferholzes über die Tischkante — Stufe, worauf der Zugmeister oder Junggeselle zwei Hallerlichter (gewöhnliche Knuschkörperchen, die wohl um einen Heller zu kaufen waren) anzündete und zu beiden Seiten der Kunstruhe nebst einer Sanduhr zuweilen ein brennendes Wachskerzenchen aufstellte. Die Sanduhr war nötig, um die Strafbarkeit der Zusätzlichen feststellen zu können, auch das Abbrechen der Wachskerze diente dem gleichen Zweck, während die Hallerlichter die Stimmung weihvoller gestalten sollten. Sanduhr, Leuchter usw. wurden in der Kunstruhe aufbewahrt.

Waren Sanduhr und Hallerlichter aufgestellt und das „Auf-, Stuhl- oder Leygeld“ (eine Art Anwesenheitsgebühr oder Beitrag) erlegt, so wurde die Versammlung oder der Krugtag usw. durch den vorsitzenden Altmäster mit einer pedantisch-unständlichen Ansprache, zuweilen mit einem genau vorgeschriebenen Zwiegespräch, eröffnet, so zum Beispiel bei einer Morgenansprache:

Zechmeister: „Ich frage Euch, ob es wol so fern am Tage ist, daß ich mag hegen und halten hohe Morgenprache?“

Erster Geschworener: „Dieweil die Sonne scheint über Wonne, Berg und Thal, Blumen und Gras, so ist es wol so fern am Tag, daß Du magst hegen und halten hohe Mitterprache.“

Zechmeister: „Was soll ich denn verbieten bei dieser hohen Morgenprache?“

Zweiter Geschworener: „Hader, Bank, Schelwort und Unlust.“

Zechmeister: „So verbiete ich denn Hader, Bank, Schelwort und Unlust zum Ersten — zum Andern — und zum Drittenmale.“ (Diese Worte wurden mit drei Schlägen mit dem Kunftzepter begleitet.) „Wer zu reden hat, rede Bescheidenheit und halte Frieden mit Hand und Mund, damit er schon seines Geldes.“

Nun wurden die Schlösser der Lade durch die hierzu Berechtigten der Reihe nach aufgesperrt und der Deckel der Kunftlade von dem Erz- und Obermeister (beziehungsweise dem Altmäster) gehoben, welche nicht immer schweigend vorgenommen, sondern zuweilen mit eigenartigen Säcken begleitet wurden, so z. B. bei den Magdeburger Kunftschmieden mit den folgenden: „Mit Kunft bin ich niedergesessen, mit Kunft, daß ich mag aufsteh'n, mit Kunft, daß ich mag den Schlüssel in gütiger Meister- und Gesellen-Lade stecken, dreimal rechts, dreimal links umdrehen, aufschließen, herausnehmen alles, was günstige Meister und Gesellen zum Auslegen und Einschreiben von Nöthen haben.“

Erst bei „offener Lade“ konnte die eigentliche Amtshandlung vorgenommen, die Verhandlung oder Beratung usw. vor sich gehen, während welcher, also so lange die Lade offen stand, Niemand eigenmächtig seinen Platz verlassen, auf den Tisch klimmen, mit der Faust aufzuschlagen oder ohne Erlaubnis reden durfte. Die Verhandlung, Amtshandlung usw. selbst wurde wiederum mit einer formelreichen, die „offene Lade“ stets apostrophirenden Ansprache eröffnet.

Nach Erledigung des Verhandlungsgegenstandes und Belebung der Handwerkerordnung wurde die Versammlung mit einer kurzen Ernährung des Verschwendeten geschlossen, etwa folgendermaßen: „Mit Kunft! Alles was gehandelt und gewandelt worden ist, schließt in eure Herzen, sowie ich es in die Bruderkade; und nirgends etwas davon ausplauscht, es sei auf Wein, Bier oder Brantweinshänken, bei Einhügelstrafe!“ Dann schlug der Vorsitzende den Deckel der Kunftlade kräftig zu, wodurch sie sofort automatisch geschlossen wurde, wenn auch zu ihrer Öffnung zwei oder drei Schlägel erforderlich waren. So feierlich, unständlich und förmlich die Öffnung der Lade vor sich ging, so kurz und ohne Umschönde vollzog sich ihre Schließung. Man konnte einer auf das kommende begierigen Versammlung, nicht aber einer ernüchterten ein unverständliches Ceremoniell zusätzen, ohne befürchten zu müssen, daß dasselbe nicht bei Anwesenheit aller bis zum Schlusse durchgeführt werden könnte. Man bezog in dem raschen Schluß der Lade wohl auch

ein treffliches und ansprechendes Mittel, plötzlich eine Versammlung zu schließen.

*
Die ältesten Kunsträume werden sich von andern Trühen und Kästen kaum unterscheiden haben, daß, selbst wo sie erhalten sind, ihre Gestalt als Kunstruhe kaum oft gelingen kann. Es gab aber viele Kunsträume, die schon durch ihre Gestalt ihre Zweckbestimmung schließen lassen, so im Wiener Museum für Volkskunde befindet sich eine Schusterlade aus dem Jahre 1827, deren Flügel Form von schwarzen Frauenschuhen mit hohen Absätzen aufweisen. Es gab Kunsträume, die in einem Raum enthielten und andere, die Kunsträume in Schuhladen, Geheimfächern und besonderen Theilungen versehen waren, man hatte für Objekte Dokumente der Kunft abgesonderte Räume in Truhe, öfters besondere „Beiladen“. Nicht alle Kunsträume hatten Deckel zum Aufschlagen, die in beliebiger Höhe aufgehoben wurden, manche hatten einen Deckel zum Herausheben. Andere Trühe hatten neben dem versperrbaren Raum auch unversperrbare. Die ältesten Trühe waren überhaupt nicht versperrbar, später wurden sie aber mit schwierig zu öffnenden, kunstvollen Schlössern versehen, meist mit Gegensperren, so daß der Inhalt, vor allen die „Pix“ (Büchse mit dem Kunftvermögen), gegen Entfernung gesichert war. Es gab auch Doppelschlösser mit einem Schloßriegel, die sonst von zwei Beschlägen nur so geöffnet werden konnten, daß der Erste den Schlüssel 1 einmal umgedreht und den Riegel bis zur ersten Tour zurückgeschoben hatte, worauf erst der zweite Schlüssel eingeschoben, der Riegel ganz zurückgeschoben und das Schloß nun geöffnet werden konnte. Damit sollte auch den Gesellen das Mizttrauen paralytiert werden, da sie gegen die Meister empfanden, wenn diese die Lade zu verwalten hatten. So heißt es in den Beständen an die Bruderschaft der Olmützer Schuhmacher vom 29. Januar 1752: „Ein Schuhne alle Quartal nach der Reihe auch einen Schlüssel habe, allermassen hiethalb denen übel gesunken an hezern der Vorwand Benommen wird, als ob ihres Kranken der Erforderniß nach gebahret werden. Die mehrfachen Verschlüsse reichen vereinzelt bis in die Frühzeit der Künste zurück; so heißt es in den vom Jahre 1348 herrührenden Statuten der Prager Malerzeche (wir übertragen das Mittelhochdeutsche in das Hochdeutsche): „Wir wollen auch daß kein von den Dreien, welche die Schlüsse bewahren, verabsäumen soll, zu erscheinen, wenn man ihn bedarf, um die Pfennige zu verschließen, verjährt aber einer zu erscheinen, so soll er einen halben Groschen zur Buße bezahlen.“ Im Konzessionszeitalter, als die Kunstrechte unter staatlicher Kontrolle standen, wurde oft den vorhandenen zwei Schlössern ein drittes hinzugefügt, dessen Schlüssel der staatliche Kommissär erhielt, während die anderen den Kunsträumen verblieben. Die Schlüsse waren meist nicht bloß grundverschieden, sondern auch höchst absonderlich, ein Kleingeweihter konnte selbst im Besitz der Schlüssel nicht leicht die Lade öffnen. Manche Trühe waren durch vier und fünf Schlösser und ebenso viele Schlüsse bewahrt vor dem willkürlichen Dasseln gesichert. Es läßt sich denken, wie zeitraubend der obige geschilderte Vorgang der Öffnung solcher Kunsträume gewesen sein mag, namentlich dann, wenn einer der Schlüsselbewahrer nicht sofort zur Stelle war, oder wenn einer der vier Schlüssel bei dem Zechmeister der Stadt oder dem gestrengen Herrn Ammann, oder dem Kunstkommisör gewesen wäre, durch eine eigene Abordnung abgeholt und nach dessen Gebrauch wieder zurückgestellt werden mußte. Dies geschah oft von einem besonderen Posten oder Konsektor, der auf einem Posten die Schlüssel herbeibrachte und zurücktragen mußte. Aber nicht nur in der Zahl der Schlösser stand die Sicherung der Kunsträume. In manchen war ein Schlüsselloch überhaupt nicht zu sehen, man mußte oft den Eingeweihten bloß bekannte Handgriffe vorgenommen werden, bevor man die Schlüsse

benennen konnte, auch Vorkehrungen gegen das Aufspringen der Truhen finden sich.

Über nicht blos für die ausgebildete Kunst im Schlosserhandwerk legen die Kunstruhen gewichtig Zeugnis ab, auch ihre Bierbeschläge, Wappen, Embleme und Malereien, die Schnitz- und Bildhauerarbeit an ihnen ist häufig bemerkenswerth. Dabei ist zu unterscheiden zwischen Kunstruhen, die die Herberge nicht verließen und nur auf den den Kunstruhen zugeführten Vordertheilen und den beiden Schmalseiten ausgezeichnet, sonst aber stiefmütterlich behandelt waren, und denen, die bei festlichen Anlässen an ihren Henkeln oder auf Schrägen der auf drapirten Schaubühnen herumgetragen wurden und dem Beschauer in jeder Hinsicht eindrucksvoll erscheinen sollten. Alle Silkwandlungen und Techniken von der Zeit der Gotik bis in die mitterne Zeit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lassen sich an den Kunstruhen studiren.

Auch Inschriften waren auf den Truhen oft angebracht, Reime und Sprüche mancherlei Art. So finden sich zahlreiche Reime auf der Kunstruhe der Brünner Gastwirth, und zwar an der Vorderseite:

"O Bachus großer Gott
Sies ist mir dein Gebot
Ich weich kein Tritt hindan
So lang ich saufen kann,
Año 1799 Jahr."

Auf der rechten Schmalseite:

"Treuer Freundschaft zu gedenken
Stellt sich hier ein guttes Blatt
Bachus wird uns selbst einnehmen
Was er ausgetrunken hat."

Auf der Rückseite:

"Den ich geneigt soll sein,
Der trink gut Bier und Wein
Damit wir alzeit Freunde
Von gleicher Meinung seindt."

Auf der linken Schmalseite:

"Vor zweymal Kochter Speiß,
Vor einem Doctor, der nichts weis,
Vor einem boesen Weib
Behüt o Herr, Unsern Leib."

Auf dem Deckel:

"So lang Dir das Glück weht
So hast du gute Freunde
So bald sich das Glück dreht,
So hast du lauter Feinde."

und

"Wer giebt Gut, Geld und Gaben
Der kann alles Nicht haben
Läßt hinter sich und sag mir Heer,
Ob Silber und Gold Nicht alles umfahr."

Diese gedrängte Darstellung über Bedeutung und Gestalt der Kunstruhen lehrt uns so Manches über ihre Bedeutung für die Kulturgeschichte verschlossener Jahrhunderte. Heute ist die Kunstruhe für den Gewerbe-, Kultur- und Kunsthistoriker ein

bedeutsames, wenn auch noch lange nicht genug gewürdigtes Objekt der Betrachtung und der Forschung, ihre Bedeutung für das Gewerbe hat sie längst verloren. Ihr Glanz läßt sich nicht mehr auffrischen, die sie umgebenden Zeremonien würden heute nicht mehr auf Verständnis stoßen. Das Handwerk hat nicht blos allen äußeren Glanz, sondern auch seine wirtschaftliche Bedeutung eingebüßt. Die moderne Fabrik, die Unternehmerverbände und die Arbeiterorganisationen entbehren des poetischen Reizes des Handwerks, der Kunst und der Brüderlichkeit verschlossener Zeiten. Die wirtschaftliche Entwicklung hat all dies mit eisernem Besen hinweggefegt. Neue Methoden der Produktion haben die Ideenwelt des Unternehmers und der Arbeiterschaft völlig geändert, ein Zug der Mächertheit zieht durch das ganze gewerbliche Leben in seinen alltäglichen Erscheinungen. Und trotzdem wünscht sich Niemand die vergangenen Zeiten zurück. Die Arbeiterklasse weiß, daß trotz manchen äußerlichen Reizes jene Zeiten der Kunst wirtschaftlich rückständig waren, daß sie niemals wiederkehren können. Wir wünschen sie uns auch nicht zurück, denn die Abhängigkeit der Arbeiter war in jenen Zeiten noch größer als heute. Der Arbeiter, der die wirtschaftlichen Zusammenhänge erfaßt hat, strebt nach einer hellen Zukunft, sehnt sich nicht nach der Vergangenheit des dunklen Mittelalters. —

Der Schmied.

Skizze von Wilhelm Schmidt.

Ginjam an der Landstraße wohnt der Schmied, nur mit seinem Gesellen; Frau und Kinder sind ihm gestorben. Das Haus ist weiß gestrichen und hat nur wenige Fenster. Das schwarze Schieferdach hängt auf der einen Seite bis zur Erde herunter. Wenn der Schmied des Morgens in die Thür tritt, um nach dem Wetter zu sehen, füllt er den Rahmen mit seinem müchtigen Schurzfell ganz aus und muß sogar, obwohl er nicht übermäßig groß ist, den Kopf ein wenig biegen und von unten heraus nach dem Himmel sehen.

Neben dem Wohnhaus steht ein Ausbau aus Lehmwänden, der die Schmiede enthält. Da sieht man in dem schwarzen Hintergrund, über den hin und wieder ein Feuerschein geht, das härtige und rissige Gesicht des Mannes, in dem nur die Augen weiß sind, und in regelmäßigen Zwischenräumen lebt und senkt sich sein nackter Arm durch die Finsterniß. Dann hört man jedesmal einen Schlag, hell oder tief, schnell, behende oder langsam, wichtig auf den ersten folgend. Es ist eine immerwährende Wacht an der Landstraße, die hier auf der einen Seite den breiten Rhein, auf der anderen Seite seit ansteigenden Buchenwald neben sich hat. Selbst die Eisenbahn hat sich, wie aus Scheu vor diesem einsamen, schweigenden und finster sehenden Mann, einen anderen Weg gesucht und gräbt sich durch den Berg hindurch, um erst jenseits wieder an die blitzende Wasserfläche heranzutreten.

Eines Abends saß der Schmied, der schon vom Großvater her protestantisch war, in Hemdsärmeln bei der Lampe und las in der Bibel. Der Geselle war schon in's Bett gegangen. Da klopft es an's Fenster, daß wegen des Regens geschlossen war. Der Schmied schob den Stuhl zurück, nahm die Lampe und öffnete die Hausthür. Da stand ein Mann, der zögerte, in den Lichtkreis der Lampe zu treten. Der Schmied hielt die Lampe näher, und da griff der Mann an den Hut und bat um ein Obdach. Für eine halbe Stunde nur. In dem Regen und Sturm war schwer weiterzukommen.

Der Schmied warf nicht einmal einen prüfenden Blick auf den Bittenden, zögerte keine Sekunde und sagte: „Kommt herein!“

Der Mann packte seinen großen Radmantel, der nur übergeworfen hatte, mit der einen Faust her, nahm den Hut mit der anderen Hand ab und trat in's Haus.

„Geh in's Zimmer! Setzt Euch!“ sagte der

Schmied und wies mit seiner riesigen, schwarzen Hand auf das Ledersopha hin. Er selbst ging auf die andere Seite des Flurs in die Küche. Der Mann im Zimmer hörte ihn Holzspäne schneiden, Feuer anzachen und mit dem Geschirr umgehen.

Nach einer Weile kam er zurück und trug eine Suppe, in der ein Stück Fleisch lag, in beiden Händen. Er setzte den Teller vor den Gast hin, holte das Brot vom Fensterbrett und legte es zusammen mit dem breiten Messer und dem Salzfäß auf den Tisch.

„Laoßt et Nech schmecken,“ sagte er, indem er mit den Augen prüfte, ob er nichts vergeissen hatte.

Dann hörte ihn der Fremde die Kellerthür draußen heben und mit seinen schweren Schuhen die Treppe hinaufgehen. Bald kam er mit einem Krug Wein zurück, den er mit dem Händärme schwitzte. Er holte ein Glas aus dem Schrank, setzte sich wieder vor seine Bibel und las weiter, als ob er allein wäre.

Der Fremde als unterdrückt, schüttet sich Brot ab und trank dem Schmied zu. Der hob mir ein wenig den Kopf und nickte. Nur einen Moment hasteten seine Augen dabei an dem Mantel des Fremden. Der Fremde zog schnell den Mantel, der sich eine Hand breit geöffnet hatte, zusammen und sah mit einem ängstlichen Zweifel nach dem Schmied hin. Aber der las und zuckte nicht mit den Augen.

„Ein schlechter Herbst,“ sagte der Gast. „Nur good, dat der Wein schon herunter ist. Aber Uer Handwerk gedeiht jaoo, wenn die Straßen schlecht sind.“

Der Schmied antwortete nichts. Er stand nur auf und schloß die Fensterladen fest zu. Er sah nach der almodisch großen Taschenuhr, die an einem Nagel an der Wand hing, nahm sie herunter und zog sie auf.

Plötzlich schlugen leise Schläge an die Thür.

Der Fremde griff nach dem Glas, um arglos zu trinken. Dann aber setzte er das Glas hin, ohne es an den Mund gebracht zu haben, und sah den Schmied in hellem Schrecken an, öffnete den Mund zum Sprechen, ohne ein Wort hervorzubringen, und stand vom Sopha auf.

Der Schmied schob ruhig seinen Stuhl wieder zurück, ging zum großen Schrank und öffnete. „Gaußt da hinein,“ sagte er.

Der Mann war ganz verwirrt, hatte keinen Tropfen Blut mehr im Gesicht und hob die Hände mit einer zwecklosen Bewegung in die Luft.

„Vorwärts!“ Der Schmied nahm dem Mann trocken seines Sträubens den Mantel von der Schulter. Unter dem Mantel zeigte sich eine durchhähte und beschmutzte Infanteristenumform, deren goldene Knöpfe nur zum Theil geschlossen waren.

Der Schmied fasste den Mantel zusammen und legte ihn unten in den Schrank, ganz in den Winkel, alles mit schnellen, geräuschlosen Bewegungen.

Der Fremde sah ihn mit großen, angstvollen, bittenden Augen wie ein Kind an, wischte sich das Wasser ab, das ihm von den nassen Haaren über's Gesicht lief, und ging dann in den Schrank. Er bewegte die Lippen fortwährend in aufgeregtem Selbstgespräch, indem er dabei die Augen nicht von dem Schmied that, prüfend, misstrauisch und flehend.

Es schlug wieder an der Thür, dringender Eine Stimme rief leise.

Der Schmied hing Kleider über den Mann, schloß den Schrank, ohne den Schlüssel abzuziehen, setzte Teller und Glas, als ob sie vor den Stuhl und nicht vor das Sopha gehörten, schob den dünnen Teppich unter dem Tisch so, daß die nassen Spuren der Schuhe verdeckt waren, und ging öffnen.

Es standen zwei Gendarme draußen, ohne Mäntel, die Gewehre am Nieren über den Schultern, große magere Männer. Der Regen troff ihnen vom Helm, von den Ärmeln und den Stockenden herunter.

„Ist ein Soldat vorbeigekommen? Oder — es ist möglich, daß er in gestohlenen Zivilkleidern läuft — irgend ein Verdächtiger, der Eile hatte? Oder, Wer überhaupt ist die letzten zwei Stunden vorbeigekommen? Habt Ihr keine schnellen Schritte draußen gehört?“

„Nä,“ sagte der Schmied immer und sah die Beiden ruhig und offen an.

„Er muß hier vorbeigekommen sein.“

„Nä.“ Der Schmied traf, als er den Kopf nach dem Sprecher drehte, auf zwei gelbliche, misstrauische auf ihn gerichtete Augen. Er zuckte nicht. „Kommt herein,“ sagte er, „trinkt einen Schluck.“

„Besten Dank.“

Die beiden Männer traten, ohne die Gewehre abzulegen, in's Zimmer, nachdem sie auf dem Flur den Regen wie Wunde von sich geschüttelt hatten.

Der Schmied nahm noch ein Glas vom Ofen und schenkte ein.

Der eine der Leute ließ, während er trank, noch misstrauischer seine Augen über den gedeckten Tisch und das Zimmer gehen.

"Trinkt mit," sagte der Andere zum Schmied.

"Will mir ein Glas holen," sagte Der und ging zum Schrank, wo oben über den Kleidern eine Reihe Gläser stand. Er machte den Schrank ohne Weiteres auf, nahm ein Glas nach dem andern in die Hand, hielt sie gegen das Licht, wählte recht lange und kam schließlich, nachdem er den Schrank recht langsam geschlossen hatte, mit einem an den Tisch zurück.

Der gemüthlichere der beiden Gendarmen hatte sich auf das Sophie gesetzt, legte sich zurück, zog mit den Fingern das Wasser aus seinem Schnurrbart und beschaff sich die Bilder an den Wänden, die Schlachten, die der Schmied im deutsch-französischen Krieg mit geschlagen hatte, in dem ihm das linke Knie ein wenig steif geschossen wurde. Der Andere ließ die Hand nicht von seinem Gewehr, setzte sich nicht und trank sein Glas in einem Zug leer.

"Es muß irgendwo nahebei stecken. Wenn ihn wer im Dorf oder — er macht eine Pause — sonst wer versteckt hat — er piff ein paar Töne — fünf, sechs Wochen sind dem sicher."

"Trinkt," sagte der Schmied ruhig, "will neuen holen." Er zündete eine Kerze an und ging langsam zum Keller hinunter.

Als er weg war, flüsterten die Beiden mit einander, der Eine heftig, der Andere abwehrend. Schließlich nahm der Eine die Lampe, ging in den Flur, in den Hof, hinter die Treppe, ging die Treppe hinauf und oben den Speicher entlang. Er leuchte in alle Winde, kniff die Augen zusammen, um scharfer zu sehen, und hielt den Kopf auf die Seite, um das kleinste Geräusch zu hören. Schließlich ging er in den Keller hinunter und begegnete schon auf der Treppe dem Schmied.

"Nehmt es nicht übel. Er kann sich versteckt haben, ohne daß Ihr es wisst. So'n Teufelskerl! Habt Ihr die Thür draußen zu gehabt?"

"Nä, die Thür war auf."

"Also — seht Ihr?"

Der Schmied zuckte nicht und ließ den Mann hinaufgehen, indem er ihm noch die Fallthür hochhob.

Als der Gendarm in's Zimmer zurück kam, reichte er ihm sein Glas, das er wieder vollgeschenkt hatte.

Die Gendarmen gingen. "Wenn Ihr was hört, steht auf. Haltest fest, wenn etwas vorbeikommt, dem Ihr nicht traut."

Der Schmied nickte, sah nach dem Himmel, horchte auf den Rhein hinaus und ließ sie gehen. "Hättet Ueck besser Wetter machen sollen," sagte er. Als er die Hausthür hinter sich zutulkte und die sich entfernden Schritte hörte, die in dem Wasser der Straße plauschten, froch zum ersten Mal ein Lachen aus seinen zwei Mundwinkeln hervor, das sich fröhlich und übermüthig über das ganze, starke und gesunde Gesicht ausbreitete. Dann setzte er sich wieder vor seine Bibel, fühlung die Blätter um, sah nach der Uhr an der Wand und stand schließlich auf.

Er ließ den Mann aus dem Schrank, führte ihn in die Küche und machte ihm dort ein Bett am Boden zurecht. Er ließ die Kerze da, verschloß die Hausthür und ging mit der Lampe die Treppe hinauf, um sich schlafen zu legen.

In aller Frühe, als der Himmel noch nicht weiß war, weckte er den Fremden, Kochte ihm Kaffee und schnitt ihm Brot ab. Er hatte ihm einen alten Anzug mit herunter gebracht, der noch von seinem ältesten Sohn oben gehangen hatte, und ließ ihn den anziehen. "Die Uniform liegt da" — er zog eine Schublade auf und legte sie zu unterst — "Könnt' sie holen, später, wenn dat da vorbei ist. Den Mantel geb' ich dem Mühlenwirth unten zurück, dem Ihr ihn genommen habt."

Er gab ihm einen Stock, holte ihm seinen Hut und gab ihm in einem Bündel Brot, Speck und eine Flasche Wein mit. "Und dä," sagte er, "davon habt Ihr 'nen Thaler."

Der Fremde, der den Schmied nicht ansah, dankte sich, indem er für einen Augenblick lächelte und ging, doch ein wenig bleich vor Aufregung in die Augen, die er nicht statthalten konnte, in Richtung in den Wald hinein.

Der Schmied hämmerte schon längst an seinem Ambos, während der Gejelle das Eisen hielt, und das Feuer ihre Gesichter rot färbte, als der Fremde wieder an der Thür stand. Er winkte dem Schmied hinans.

"Weg," sagte der Schmied, "die Gendarmen sind hundert Schritt davon."

Der Fremde aber blieb stehen, griff mit der Hand in die Taschentasche und hielt dem Schmied seine, des Schmiedes Uhr, hin, die an der Wand gehangen hätte. "Dä," sagte er, "ich habt sie mir genommen. Dä, Ueck will ich mit bestehlen, Ueck mit. Ihr seid — so —" Dabei hatte er die Thränen in seinen schwarzen Augen und sah den Schmied mit einem schüchternen Kindersachen an.

Der Schmied nahm die Uhr. "Sie ist vom jungen Grusvater, die kann ich Ueck mit geben. Meister wartet — sie hat einen Werth von dreißig Mark, sie ist nur silbern. Warum habt Ihr mir nicht gesagt, daß Ihr mehr Geld nötig habt? Da hätt' et Ueck gern gegeben."

Der Bursche sah den Schmied mit großen Augen an und mit einem Gesicht, das fast wie von Schmerzen verzerrt war.

Der Schmied aber hielt ihm am Arm fest, nahm ihn mit in's Zimmer, holte dreißig Mark aus einem Holzfoffer und gab sie ihm.

"Ich danken Ueck, ich danken Ueck," stammelte der Bursche und küßte mit einer plötzlichen, irre Bewegung dem Schmied die Hände.

"Dat Eisen war good," schrie der Schmied in einem Mal, der die Gendarmen kommen sah, "wenn et Ueck mit recht ist, dann schert Ueck zum Teufel."

Damit warf er den Burschen vor die Thür und stellte die Hände unter dem Schurzfell in die Tasche und sah den Gendarmen entgegen. "Na?"

Feuilleton.

Und Dankbarkeit aus Deinen Augen glühte,
Wenn unversehens sie die meinen trafen,
Die alte Liebe kommt' ich darin lesen,
Und Trost und Glück sprach mir das Wörtchen zu:

Ach, Du!

R. Levy.

Zwei Freunde. Sie gehörten zusammen: eine Freundschaft der Landstraße. Kamen und wo sie sich eigentlich kennen gelernt haben, davon weiß sich keiner mehr recht zu erinnern. Schon ein paar Dutzend Mal haben sie untereinander den Frühling kommen gesehen, sie haben zusammen geschwommen im Julisrommenbrand und gestorben, wenn der Januar ihnen ihren Eisbücher in's Gesicht war. Auch gezankt und gerauft haben sie sich, aber gut freund und sie doch immer geblieben.

Zwei Philosophen der Landstraße sind's. Ihre Lebensweise heißt darin, nie den Humor zu verlieren. Mal eine kleine Arbeit und dann wieder weiter. In ihrem abgehobenen, verschleißen Gewand kommen sie die Straße herunter. Die Höhe des Berges haben sie überschritten; hinter ihnen die schwarze Wand des Tannenwaldes.

Sie sind gerade im "Diskutieren". Der Bucklige legt seinem Kameraden seine neuesten Beobachtungen aneinander. So reibt Leudolf seine Gründe dem großgewesenen, breitschulterigen Gesellen nicht ein, der das breiterliche Gesicht etwas nachdenklich und skeptisch zur Seite gedreht hat. Aber der Kleine wird ihn doch schließlich überzeugen. Er ist lebendiger, geistig regnsamer, als der Große. Bei seinen Worten gestikuliert er mit der linken Hand, deren ausgestreckte Daumen und Zeigefinger die Sprache hinter seine Sätze legen.

Stil ist es hier oben auf der Höhe. Nur hin und wieder gelbt ein Vogelschrei aus dem Tannen, können die leiseren Schritte der beiden Freunde und die hohe, etwas quellselige Stimme des Buckligen.

Politische Geschichte und Sprachgeschichte ist eine besonderes Abhandlung Otto Premer's betitelt, welche das nämliche Heft von Seeliger's Historischer Vierteljahrschrift als leitende Säule veröffentlicht. Der selbe kommt zu den folgenden auch weitere freie interessanten Schlüssen:

Die altgermanischen Stämme, aus denen sich das deutsche Volk zusammensetz, haben ihre sprachliche Eigenart innerhalb der alten Grenzen im Wesentlichen bis auf den heutigen Tag bewahrt, obgleich sie ihre politische Selbstständigkeit seit länger als einem Jahrtausend eingebüßt haben. Je länger und je stärker ein politischer Verband besteht, um so mehr verschmelzen die dialektischen Verschiedenheiten innerhalb desselben zu einer sprachlichen Einheit. Das ist zu allen Zeiten so gewesen. Berühmt dann ein solcher politischer Verband, um Neubildungen Platz zu machen, so bedarf es um so längerer Zeit, die ursprünglichen Sprachgrenzen zu verwischen, je ausgeprägter sich jene alte Sprache ausgebildet hat. Für die Frage nach dem Verhältniß der Spracheinheit zu den Mundarten gilt der Satz, daß auf die Einheit wieder die Vielheit folgt, auf diese wieder eine Einheit usw. Die Provinzialsprachen der römischen Welt sind einer, wenn auch mundartlich gefärbten, lateinischen EinheitsSprache gewichen. Als das staatliche Band sich löste, differenzierte sich dies Latein zu verschiedenen Mundarten und Sprachen. Auf die Neubildung der einzelnen romanischen Staaten folgte die Tendenz einer mundartlichen Nivellierung innerhalb eines jeden dieser Staaten zu einer neuen französischen, portugiesischen usw. EinheitsSprache. Ebenso hat sich in früherer Zeit die indogermanische EinheitsSprache in zahlreiche Mundarten aufgelöst, aus denen selbstständige Sprachen erwachsen, nachdem entsprechende Stadengründungen stattgefunden hatten. Auch die urgermanische Sprache, welche eine ziemlich einheitliche gewesen ist, werden wir in diesem Sinne zu verstehen haben. Ihre mundartliche Differenzierung beginnt mit der Verschmelzung der germanischen Völker. Aber in der Gegenwart vollzieht sich innerhalb der Prozeß einer sprachlichen Nivellierung: die alten Mundartengrenzen werden immer mehr verwischt, die jüngere Generation nähert ihre Mundart mehr und mehr der idealen deutschen EinheitsSprache an, die Tage der Mundart sind gezählt.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Seite.

Ach, Du!

Noch weiß ich es. Es war ein schöner Tag,
Zusammen gingen wir im Lindenweg.
Im Abendwind verhallt der Ameisen Schlag,
Und Blütenduft drang vom Gebüsch.
Das war die Seßigkeit! Ich brach das Schweigen,
Das liebestrunk'ne, und ich fragt' mit Leben:
"Wirst Du mich immer, immerdar so lieben?
Noch sehe ich Dich ernsthaft zu mir neigen,
Noch seh' ich Dich die hand zum Schwur erheben
Und Liebe stand im Auge Dir geschrieben,
Und leise, innig rauntest Du mir zu:

Ach, Du!

Kum sind vereint wir lange, lange Jahre,
Noch oftmals hörte ich das lebe Wort,
Doch war's nicht mehr das alte, wunderbare,
Die Zeit nahm ihm den holden Schwimmer fort.
Es kam die Nacht! Ein Weib hat mir gestohlen,
Was mein einst war — Dein Denken und Dein Lieben,
Und doch gehört ich Dir mit gleicher Treue
Du aber zeigtest mir es unverzoblen!
Doch war, der Armen nichts mehr war gelieben.
Da hörte ich das alte Wort an's Hause,
Entzweit, gleichgültig rießt Du da mir zu:

Ach, Du!

Dann kam die Sorge. Unter ihren Tritten
Bengt' sich Dein Rücken, sankst Du krank darnieder.
O, Gott, o Gott, was hab' ich da gesät!
Doch Deine Liebe, ach, sie fand ich wieder.
Das war der Morgen! Heines Glück erblickt sie
Bescheiden zwar, aus meiner Hände Schaffen,
Und langsam, langsam sah' ich Dich genesen.